Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 27

Artikel: Aus Berns musikalischer Vergangenheit [Schluss]

Autor: Schweizer, W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638358

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Unwillens schlug Christian das Buch auf den Tisch. Er schien sich jetzt nicht mehr beherrschen zu können. Mit ein paar Schritten war er an der Tür und draußen und Erwin hörte, wie er in sein altes Zimmer ging und die Tür hinter sich zuriegelte.

Erwin blieb allein in dem weißen Zimmer und gab sich wieder einem schmerzlichen Grübeln hin, wie er es alle diese Tage getan hatte. Im Hause war es totenstill; der Bürgermeister hatte sich gleich nach dem Begräbnis in seine Arbeitsstube eingeschlossen; die Mutter ruhte hinter verhängten Fenstern. Der süßliche Geruch des Totenzimmers erfüllte das ganze Haus. (Schluß folgt.)

Aus Berns musikalischer Vergangenheit.

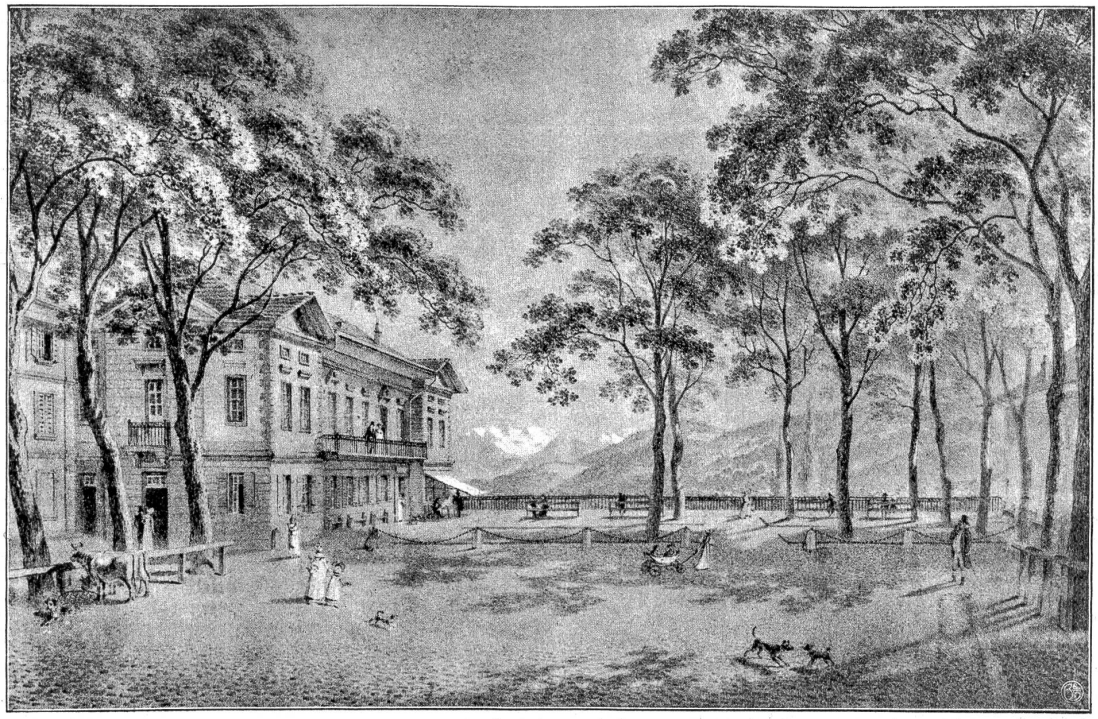
(Schluß.)

Eine schwere Sorge aber verdüsterte die Jugendjahre der kunstbegeisterten Gemeine: die Frage nach dem Uebungs- und Konzertlokal. Der alte Sommerleist war verkauft worden, der Tagsatzungssaal mußte andern Zwecken dienen und das Hôtel de musique war viel zu teuer. Da fanden Roschi und Durheim den letzten Ausweg aus einer drohenden Auflösung: Man erinnerte sich des Ballenhauses neben dem alten Inselspital, da wo heute das Parlamentsgebäude steht. Dieses Ballenhaus diente jetzt nur noch der Garnison als Heumagazin und enthielt nur noch eine so geringe Menge des edlen Futters, daß es leicht anderwärts untergebracht werden konnte. Das Lokal aber ließ sich zum Konzertgebäude ausbauen. Man gelangte also mit einer Bittschrift an den Kleinen Rat um käufliche Abtretung des fraglichen Objektes. Lange blieb das wiederholte Gesuch unbeachtet. Konzerte wurden keine mehr abgehalten, fremde Künstler kamen keine mehr nach Bern. Endlich in höchster Not traf ein Zedel der gnädigen Herrn mit befriedigender Antwort ein. Neues Leben kam in die Gesellschaft. Sofort beginnt man und energisch unter Roschis Leitung den Bau des Kasinos. Ohne stetige Streitigkeiten mit dem Nachbarn, der Inseldirektion, ging es dabei freilich nicht ab. Auch wollte die Stadtverwaltung das Auffrischen der anstoßenden verödeten Promenade und den Bau eines Peristils nicht gestatten, weil solches zu unsittlichen Zusammenkünften Anlaß gebe. Dafür aber hatte dieser Neubau, der im Jahre 21/22 stattfand, auch den Vorteil, daß man an Stelle Braths, welcher den meisten verleidet war, den Komponisten, Violinisten und Pianisten Beutler aus München heranziehen konnte. Immerhin verlangte er das fast unerschwingliche Honorar von 1000 Franken und den Ertrag eines Benefizkonzertes. Ihm und seiner Gattin, einer tüchtigen Sängerin, hatte Bern aber auch einen schönen Aufschwung der musikalischen Leistungen zu verdanken und das wußte er, darum verlangte er beim Erneuern des Vertrages eine Aufbesserung, indem er ausführlich auf seine großen Verdienste hinwies. „Sie wissen nun, was Sie an mir besitzen und noch ferner von meinem Kunsteifer zu gewärtigen haben," schloß sein Schreiben. Doch darauf konnte und durfte die Kasse der Musikgesellschaft nicht Rücksicht nehmen, mußte sie doch dem ersten Violinisten ein Jahresgehalt von 300 Franken, jedem weitern Instrumentalisten der ersten Besoldungsklasse 20 Batzen für die Uebung, jedem der zweiten 15 Batzen und der dritten 10 Batzen zahlen. Daneben gab es sonst mancherlei Auslagen, so für einen Flügel, „eine Holzhutte, eine Bodenbürste, einen Ghüderchratte usw." Und da zeigte sich schließlich der spekulative Künstler bereit, den alten Vertrag zu erneuern. Am Cäcilientag des Jahres 1821 wurde dann das neue Heim eingeweiht. Ein gutgemeintes, aber etwas steif schillerisierendes Festlied, in dem natürlich die neun Musen nicht fehlen durften, zeugt von der erhabenen Feststimmung in den „heitern, neugeschmückten Hallen, ach ersehnet oft und lang". Doch die Freude am eigenen Heim sollte recht oft und stark getrübt werden, zeigte es sich doch bald, daß der Bau zu rasch und wenig gewissenhaft ausgeführt worden war und immer neuer Reparaturen bedurfte. Ja — die schmerzliche Erkenntnis, daß die finanzielle Inanspruchnahme das Vermögen überschritt, nötigte zu dem traurigen Schritt, das Kasino wieder an die Stadt zu verkaufen. Nach kaum 10 Jahren stand man wieder da, wo man einst hoffnungsfreudig angefangen hatte". Man verlegte dann die Konzerte ins Gesellschaftshausmuseum, später ins neue Stadttheater und schließlich nach der Erstellung des neuen Kasinos 1909 dorthin und damit hat nun wohl die Erbsorge ein Ende genommen.

Man muß sich wundern, wie liebevoll neben diesen immerwährenden Bausorgen das Gesellschafts- und Musikleben gepflegt wurde, der Mitgliederbestand in den Jahren 21 bis 25 von 342 auf 798 stieg, wie trotz allen Widerwärtigkeiten die unermüdlichen Roschi, Durheim und Wild die administrative und moralische Leitung versahen ohne andere Entschädigung als eine gelegentliche ehrende Protokollbemerkung, wie alle die Arbeit nur um den reinen Genuß unverfälschter Kunst und in dem Bestreben, das bernische Musikwesen, dem von seiten der „Schnurranten" Versumpfung drohte, zu heben und zu veredeln.

Adolf Methfessel, Direktor der Musikgesellschaft in den 50er Jahren.

Den Höhepunkt jener Jahre bildete wohl das kantonale Musikfest bei der Eröffnung der Tagsatzung von 1824. Es war ein ganz eigenartiger und neuer Gedanke, die Sänger



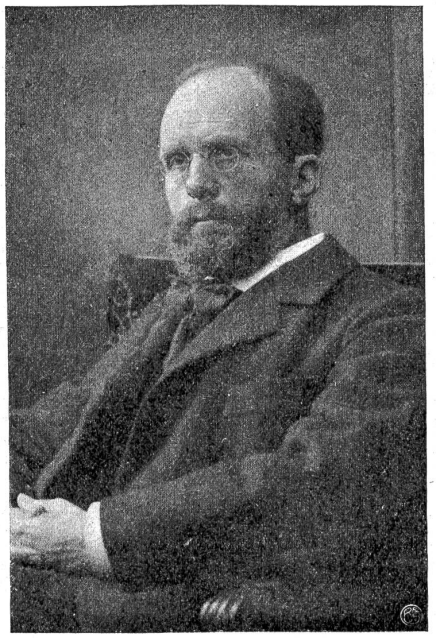
Das alte Kasino in Bern, das einstige Konzertgebäude der Musikgesellschaft.

des ganzen Kantons, die nirgends in Vereinen organisiert — solche gab es nicht — oder gar im Notenlesen bewandert waren, zusammenzurufen zur Aufführung gemeinsamer Chorwerke. An Klassiker durfte man sich freilich nicht wagen: „Wir lassen diesmal die Prachtwerke der Beethoven, Mozart, Haydn, Weber ꝛc. liegen und beschränken uns auf die gefälligen Kantaten unsers für Gemüt und Herz einnehmend komponierenden Maurers — Egli und Käsermann," erklärte der Festpräsident und alt Regierungsstatthalter Dr. Hermann. In einer Enquete an eine Vertrauensperson aller Amtsbezirke forderte Roschi die Musikliebhaber beiderlei Geschlechts auf, an dem bevorstehenden Feste tätig mitzuwirken, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Aus dem ganzen Bernbiet liefen die Anmeldungen ein, bis es endlich 176 waren. Aus den nichtbeteiligten Amtsbezirken kamen Entschuldigungsschreiben. Pfarrer Rätzer aus Saanen meldet, bei ihnen sei „leider die musikalische Wissenschaft noch weit zurück". Pfarrer Bay schreibt aus Schüpfen: „In unserer Amtsresidenz kennt man die Musik kaum dem Namen nach, und bei der Amtsgeistlichkeit ist auch wenig musikalische Kenntnis anzutreffen — —". Aus Biel fügte der Helfer Molz dem leeren Anmeldebogen bei: „Unsere Frauenzimmer sind für einmal zu blöde und zu spröde; übrigens sind ihrer ganz wenige, die etwas leisten könnten." Dagegen durfte der Schulmeister aus Wangen melden: „Vor einigen Tagen habe ich die tüchtigsten Subjekte von unserm Sängerchor im Beyseyn unseres Wohlehrwürdigen Dekans zusammenkommen lassen, welcher eine schöne und zweckmäßige Anrede an sie that und sie dann fragte: Ob sie sich im Stande fühlten, und Lust hätten, diesem schönen Vereine beyzuwohnen? Alle stimmten einhällig und mit Freuden bey; eine so schöne Gelegenheit dürfe man nicht versäumen."

So wurden denn die Stücke eingeübt so gut es ging, die Göller aufgeputzt, Hüte und Schuhschnallen erneuert und am 4. Juli strömten die Sängerinnen und Sänger 176 „Mann" stark in die Hauptstadt ein. Das Festprogramm forderte jeden Teilnehmer ernstlich auf, während des Konzertes nicht hin und her zu gehen und auf jedes Piano und Forte genau zu achten. In der Festrede wies der Präsident auf „die Wohltaten des moralischen Volksgesanges" hin, der „Scharen von Menschen in die entzückendsten und beseligendsten Verhältnisse bringt und — des Jünglings Seele und Imagination allmählich von den unsittlichen Liedern reinigt". Das denkwürdige Fest nahm einen allseitig befriedigenden Verlauf und gab den unmittelbaren Anstoß zu einem mächtig aufblühenden Sängerwesen, das von Hans Georg Nägeli und andern wohl gepflegt wurde. Einen nicht weniger schönen Erfolg für Bern und die Musikgesellschaft bedeuteten das schweizerische Musikfest des Jahres 1827 und das Reformationsfest von 1828. Beide waren zugleich für lange Zeit der letzte Versuch zu einer größern Aufführung mit Massen. Der ansehnliche Musikapparat bestund für das erstere aus 202 Instrumentalisten und 206 Sängern. Ein prächtiges Feuerwerk verschönte die Nachfeier auf der „Plattforme, die förmlich zum Tanzsaal umgeschaffen", im Schmuck der spruchgezierten Wappen, Fahnen, Girlanden und bunten Gläsern beim Mondschein wie ein Zaubergarten ausgesehen haben soll.

Noch unter der erfreulichen und tüchtigen Leitung Gaa's zu Ende der zwanziger Jahre hatte man öfters Gelegenheit, die großen Werke Beethovens, Haydns und Mozarts zu hören; nun aber traten sie allmählich zurück. Während drei Konzertsaisons kam nur eine Beethoven-Symphonie zur Aufführung, und auch diese durfte nur bruchstückweise geboten werden. Denn das Publikum verlangte leichte Kost, „Angenehmes". Größerer Beliebtheit erfreuten sich die Ouvertüren von Rossini, Boildieu, Paer, Kalliwoda u. a. Ganz besonders aber entzückten vierstimmige Tirolerlieder mit Jodeln, Gitarresoli, Adagios für Flöte, „Alpenlieder des Brienzermädchen" und dergleichen. Eine Verflachung des Kunstsinns tritt deutlich zutage. Bemerkenswert ist auch, daß bei einer Aufführung des „Barbiers von Sevilla" sämtliche Bläser weggelassen wurden, weil man sich nicht auf ihren pünktlichen Einsatz verlassen durfte. Aus diesem Tiefstand heraus erklärt sich wohl das Auftauchen zweier großer Projekte: der Bildung eines ständigen Berufsorchesters und die Gründung einer Musikschule. Leider kamen beide erst 30 Jahre später zur Ausführung, dieses 1858, jenes ein Jahr später.

Auch in finanzieller Beziehung waren die Aussichten der Musikgesellschaft recht trüb. Ja es beginnt für sie ein Kampf um die Existenz, der bis in die fünfziger Jahre



Karl Munzinger, Direktor der Musikgesellschaft von 1884—1909.

dauert. Das Interesse des Publikums erlahmte, das aufblühende Sängerwesen und Berufsmusikertum brachten eine schlimme Konkurrenz. Die scharf einsetzende Kritik trug auch das Ihre bei zum Niedergang der Gesellschaft, die zwar nicht der Auflösung, wohl aber einem siebenjährigen Schlaf anheimfiel. Daraus erweckte sie dann der Ausschuß dreier befreundeter Vereine, der Liedertafel, des Cäcilienvereins und eines von Adolf Methfessel dirigierten Orchesters. Die beiden ersten wurden als Filialvereine, das Orchester als integrierender Bestandteil in die neuerwachte Musikgesellschaft aufgenommen. Unter der wechselnden Direktion der Mendel, Edele und Methfessel nahm man einen neuen kräftigen Anlauf, so daß beim schweizerischen Musikfest von 1851 dem Dirigenten der mächtige Apparat von nicht weniger als 700 Sängern und Musikern zur Verfügung stand. Wenig fehlte, so wäre Richard Wagner, der damals in Zürich weilte, zum Festdirigenten gewählt worden. Ein wahrhaft heroisches Musizieren begann nun um 1852. In einem Jahr wurden nicht weniger als 30 größere Konzerte abgehalten. Da erwuchs der Musikgesellschaft ein neuer gefährlicher Gegner in dem von Edele dirigierten altklassischen Verein. Dieser nahm jener die Ehre vorweg, Wagner-Werke, Bachs „Magnifikat" und Beethovens „Neunte" zuerst aufgeführt zu haben. Der Kampf endigte mit dem Tod des einen, nämlich des altklassischen Vereins, und mit der fast tötlichen Verwundung des andern. Neuer Schlaf — neuer Weckruf, diesmal von den Initianten der Industrieausstellung von 1857. Nun endlich erwachte die Musikgesellschaft zu dauerndem Leben. Edele und Methfessel teilten sich in die Direktion der Ausstellungskonzerte, die im Münster stattfanden. Ein Teilnehmer berichtete: „Daselbst gewährte die bekränzte, hinter das Orchester placierte Sängerbühne einen freundlichen Anblick . . . . und wohl nie hat die Kirche einen solchen Schatz von schönen Damen und prächtigen Toiletten in sich vereinigt, wie jetzt. Kaum wäre eine Predigt im Stande gewesen, die bernische Noblesse mit und ohne Krinoline in dem Maße zu vereinigen, wie das heutige Konzert es tat, und mehr denn ein Gemüt fand hier eine Erbauung, die nicht minder groß war als die musikalische." Ja, vielleicht sogar größer, denn die verschiedenen Stücke von Bach scheinen für das Publikum noch recht unverdaulich gewesen zu sein: „Gott wolle uns vor einer Bach-Manie, wie sie jetzt in Deutschland grassiert, behüten," seufzte ein Rezensent. Noch im gleichen Jahr ging das Organisationskomitee unter dem Vorsitz von Regierungsrat Sahli an die Verwirklichung ihres großen Plans: die durchgreifende Reorganisation der städtischen musikalischen Verhältnisse. Eine diesbezügliche Aufforderung durfte auch die Musikgesellschaft nicht mit Nein beantworten. Mit Beibehaltung des historischen Namens trat sie in die neue Organisation über, welche die alten wertvollen Traditionen weiterzuführen versprach. Mit dieser Reorganisation des Jahres 1857 schuf sich die Musikgesellschaft eine neue breite Grundlage, auf der sie selbst den heftigsten Anstürmen kommender chronischer Defizite standzuhalten vermochte.

Noch manches interessante und ruhmreiche Blatt weist ihre weitere Geschichte auf, mit der gewiß noch mancher ältere Berner wohlvertraut ist, doch wir wollen hier einem weitern Publikum nicht durch zu viele Einzelheiten die Reize einer eigenen Lektüre des Buches vorwegnehmen und nur noch einen flüchtigen Blick auf die letzten Jahrzehnte werfen. Die Musikschule und das ständige Orchester sind Einrichtungen, die aus dem Schoße der Musikgesellschaft hervorgingen, ebenso der neue Cäcilienverein, der ursprünglich zu kombinierten Konzertaufführungen bestimmt war. Sein Dirigent sowohl als der der Musikgesellschaft war seit 1867 Reichel. Ihm folgte 1884 Karl Munzinger, der schon seit 1869 die Liedertafel leitete, und 1909 wurde Direktor aller drei Vereine Fritz Brun. Die mit Methfessel und Edele neu einsetzende musikalische Erziehung Berns führte Reichel kräftig weiter und unter Munzingers Leitung hat dann die Musikgesellschaft eigentlich ihr altes Ideal verwirklicht und an der Spitze des bernischen Musiklebens schreitend unsere schweizerische Bundesstadt in die Reihe der modernen Konzertstädte gehoben, die nun auch von den größten Tonkünstlern gerne besucht wird.

W. Schweizer.

Ne Rägetag im Simmetal.

Sonett von J. Howald.

Und wieder wott is d'Sunne hüt nit schyne.
Was isch ächt los, daß sie so lang ma zaagge?
Scho hange d'Wulche-n-über d'Bärge-n-ine,
Und über d'Weide chöme d'Näble z'graagge.

Ne chuele Luft blast räß und blast im Fyne.
Was het dä Schtürmi gäng eso z'pralaagge?
Jetz tropfet's — und d'r Räge wott nit schwyne.
Wie d'Zit und Schtunde doch so langsam schnaagge!

D'Lüt si deheim bi ihrne Siebesache.
Sie schtopfe chli um d'Hüser um und bärze
Und tüe längwilig-trüebi Gsichter mache.

Doch i cha so ne Rägetag v'rschmärze.
I singe glych mys Liedli und i lache,
Denn hüt ha-n-i d'r Sunneschyn im Härze.